

**Kgl. Bayer. Akademie
der Wissenschaften**

Sitzungsberichte

der

**philosophisch-philologischen und
historischen Classe**

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu München.

Jahrgang 1886.

München.

Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

1887.

In Commission bei G. Franz.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 5. Juni 1886.

Herr Hertz hielt einen Vortrag:

„Ueber den Namen Lorelei“.

Der Name Lorelei wurde in die deutsche Dichtung von Clemens Brentano eingeführt durch seine bekannte Ballade „Zu Bacharach am Rheine wohnt eine Zauberin u. s. w.“ Da ist Lore Lay eine Jungfrau von unwiderstehlichem Liebreiz, die alle durch ihren Anblick bezaubert, nur den einen nicht, den sie liebt: von dem wird sie betrogen. Der Bischof fordert sie vor sein Gericht, fühlt aber selber sofort die Macht des Zaubers und lässt Lore durch drei Ritter nach einem Kloster geleiten. Unterwegs äussert sie den Wunsch, auf den steilen Rheinfelsen zu steigen, um noch einmal nach dem Schlosse ihres Geliebten zu sehen. Sie erklimmt den Felsen, die drei Reiter ihr nach. Sie aber stürzt sich von dort in den Rhein, und die drei Ritter, welche den Weg nicht mehr finden, verderben ohne Priester und Grab. Die Ballade schliesst:

Wer hat dies Lied gesungen?

Ein Schiffer auf dem Rhein.

Und immer hat's geklungen

Von dem Dreiritterstein:

Lore Lay, Lore Lay, Lore Lay,

Als wären es meiner drei.

Brentano hat die Ballade in sein Erstlingswerk eingelegt: Godwi oder das steinerne Bild der Mutter, ein verwil-

derter Roman von Maria, II, Bremen 1802, p. 392.¹⁾ Er macht dazu p. 396 die Anmerkung: „Bei Bacharach steht dieser Felsen, Lore Lay genannt; alle vorbeifahrenden Schiffer rufen ihn an und freuen sich des vielfachen Echos.“ Die Abfassung der Ballade fällt spätestens in den Anfang des Jahres 1799, um welche Zeit der Dichter, wie er selbst — in der Vorrede zum ersten Band, p. 13 — bemerkt, den Roman vollendet hat. Die Oertlichkeit kannte er von Kind auf durch seine frühen Hin- und Herfahrten zwischen Frankfurt und Koblenz, wo er von 1780 bis Anfang 1787 bei seiner Tante Möhn erzogen wurde und später vom Herbst 1787—89 das Gymnasium besuchte. Im Jahre 1787 machte er die Rheinfahrt zweimal.

Es unterliegt keinem Zweifel mehr, dass der Dichter den Inhalt seiner Ballade frei ersonnen hat. Das hat er selbst Böhmer gegenüber bestätigt,²⁾ und damit stimmt, dass die Brüder Grimm, die als Bekannte Brentanos genauen Bescheid wussten, die Lorelei von der Sammlung ihrer deutschen Sagen ausgeschlossen haben. In der That ist vor Brentano keine Spur einer ähnlich lautenden Volkssage nachzuweisen, und noch im Jahre 1856 schreibt Chr. von Stramberg: Von Sagen, die auf die Lurley bezüglich, habe ich, obgleich vielfältig an ihrem Fusse mich herumtreibend, einigemal zu ihrem Gipfel gelangt, nie das Geringste vernommen (Denkwürdiger und nützlicher Rheinischer Antiquarius, 2. Abteilung, Band 5, Coblenz 1856, p. 95).

Der erste, der sich Brentanos Phantasiegebild aneignete, war Eichendorff, der während seiner Studienzeit in Heidel-

1) Das Gedicht steht in Brentanos gesammelten Schriften, Frankfurt 1852, II, 391.

2) „Dass er die Lorelei auf keine andere Grundlage als den Namen Lurlei erfunden habe, hat mir Clemens Brentano gesagt.“ Brief Böhmers. (Alex. Kaufmann, Quellenangaben und Bemerkungen zu K. Simrocks Rheinsagen und A. Kaufmanns Mainsagen, Köln 1862, p. 91).

berg 1807—8 allabendlich auf Görres Stube mit Brentano und Arnim zusammen war. In seiner düster gestimmten Ballade, welche nach Schumanns Melodie viel gesungen wird, ist Loreley eine Hexe, die von ihrem hohen Felsenschlosse am Rhein in berückender Schönheit durch den abendlichen Wald reitet, um im Schmerze betrogener Liebe die ihr begnenden Männer zu verderben. Eichendorff hat das Gedicht als Lied angeblich „über ein am Rhein bekanntes Märchen“ in den zweiten Band (p. 285) seines Erstlingswerkes, des Romans „Ahnung und Gegenwart“, eingefügt, der schon gegen Ende des Jahres 1811 vollendet war, aber erst 1815, während der Dichter als diensttuender Offizier Gneisenaus in Frankreich stand, von Fouqué herausgegeben wurde (Sämmtliche Werke, 2. Aufl. Leipzig 1864, I, 646. II, 211).

Um dieselbe Zeit, als Eichendorff seine Ballade dichtete, verfasste Niklas Vogt seine „Jugendphantasien über die Sagen des Rheins“, worin er den Inhalt des Brentano'schen Gedichtes mit geringen Abänderungen als ein Gegenstück zu der Fabel von der Echo in Prosa nacherzählte. Bei ihm ist der dreifache Widerhall die Stimme der Lureley, die sich von der Höhe des Felsens, als sie drunten auf dem Rhein ihren treulosen Geliebten von dannen fahren sah, wie eine zweite Sappho herabgestürzt hat. Brentanos drei geleitende Ritter sind bei Vogt drei ihrer getreuesten Anbeter, die sich ihr von dem vorderen Felsen nachstürzen, der daher bis auf den heutigen Tag der Dreiritterstein genannt wird (Rheinisches Archiv für Geschichte und Literatur, herausg. v. Vogt und Weitzel; Mainz 1811, V, p. 69 vergl. 53). In dieser Gestalt gieng die Erzählung als „altdeutsche Rheinsage“ auch in das 1. Heft der Allgemeinen Weltchronik, Leipzig 1812, und von da in Gräters Iduna und Hermode über, Breslau 1812, I, 191. Von nun an blieb die Erfindung Brentanos, mannichfach ausgeschmückt, in jener ebenso geschmacklosen als unwissenschaftlichen Sagenliteratur des Rheinlandes eingebürgert,

welche in ihrer sentimentalen Verunstaltung kaum noch die Ausscheidung des Echten vom Unechten gestattet. Man lese z. B. Karl Geibs Sagen und Geschichten des Rheinlandes, Mannheim 1836 (Die Zauberin Lore Lay, p. 458).

Neben dieser Kunstsage von der Zauberin Lorelei geht in jener Literatur eine andere her, worin Lorelei nicht als ein menschliches Wesen, sondern als eine den Felsen bewohnende Nixe dargestellt wird. Auch diese jüngere Gestalt der Erzählung, welche — durch Heines Behandlung allbekannt geworden — die ältere in Schatten gerückt hat, geht auf Clemens Brentano zurück, der, als er seine ersten Märchen schrieb, das Bild seiner Lore Lay zu einem reineren Märchenwesen vergeistigte. Die Abfassung dieser Märchen fällt in die ersten Jahre des zweiten Decenniums unseres Jahrhunderts. Im Jahre 1810 begann Brentano, wie er selbst an Maler Runge schreibt, sich mit Kindermärchen zu beschäftigen (Ges. Schriften VIII, 161); am 26. Februar 1816 schickte er das Manuskript seiner Rahmenerzählung sammt den 3 ersten Märchen an den Buchhändler Reimer in Berlin (a. a. O. VIII, 193). Mit dem Wesen hat seine Lore Lay auch den Namen verändert: sie heisst jetzt wie schon bei Vogt Lureley. In der Rahmenerzählung von dem Rhein und dem Müller Radlauf thront Frau Lureley mit ihren sieben Töchtern im Innern des Rheinfelsens in einem Saal, von sieben Kammern umgeben. Sie bewachen den Nibelungenhort, der unten im Felsen in schimmernden Gewölben verwahrt liegt, und so oft sie nur ein lautes Wort hören, schallt ihr Gegenruf siebenmal zum Zeichen, dass sie wachsam seien (Die Märchen des Clem. Brentano, herausg. von Guido Görres, 2. Aufl. Stuttgart 1879, I, 94 ff). Brentano verherrlicht unter anderem in diesem Märchen die Fahrt, welche er im Juni 1801 mit Achim von Arnim auf einem Mainzer Marktschiff rheinabwärts unternahm (Diel und Kreiten, Cl. Brentano, ein Lebensbild, Freiburg 1877, I, 152 f.). Zwei Knaben, der

eine freudig mit braunen Haaren (Arnim), der andere traurig mit schwarzen Haaren (Brentano), fahren im Schiffelein, und als sie zu dem Felsen kommen, rufen sie:

Lureley! Lureley!

Es fahren zwei Freunde vorbei.

Zuerst singt der Schwarze und dann der Braune, und Frau Lureley antwortet jedem siebenmal (Märchen I, 99 f.).

Im Märchen von den Ahnen des Müllers Radlauf erzählt Brentano von Frau Lureley, „der Nymphe“ (I, 226 f.), mit Anlehnung an das Melusinenmärchen, dass sie alle Sonnabend ihre Wasserjungfergestalt mit dem Fischschwanz annehme (I, 236 ff.). Sie baut sich ihr Schloss im Lurleyfelsen und wohnt zugleich mit Frau Echo darin (I, 241). Im Märchen vom Marmeltierchen reist Frau Lureley, „die gute und schöne Wasserfrau“, über Land und nimmt Nachtherberge bei den Brunnenfrauen in den Quellen (I, 247. 249).

Die bekannte Scenerie der Heineschen Ballade, wo Lureley auf dem Felsen sitzt und ihre Haare kämmt, während unten das Boot zerschellt, findet sich gleichfalls schon bei Brentano. Im Märchen von den Ahnen des Müllers sitzt oben auf dem Felsen eine wunderschöne junge Frau, ganz schwarz ihr Röcklein, weiss ihr Schleier, blond ihre Haare und in tiefster Trauer. Sie weint heftig und kämmt ihre langen Haare. Unten fahren im Sturm die gegen sie aufgebrachten Mühlknappen und höhnen über die schöne Hexe. Aber der Sturm tobt immer wilder, und das ganze Boot wird vom Strudel verschlungen (I, 126 f.).

Die Märchen sind bekanntlich erst nach des Dichters Tod im Druck erschienen (1847). Sie waren jedoch frühe schon handschriftlich unter seinen Freunden verbreitet. Zu diesen zählte längere Zeit auch der Graf Otto Heinrich von Loe ben (Isidorus Orientalis), der als ein Intimus von Eichendorff mit diesem und Brentano in Heidelberg und 1809 in

Berlin zusammenlebte. Trat auch zwischen Loeben und Brentano seit 1811 eine allmähliche Entfremdung ein, so blieben sie doch nicht ganz ausser Verkehr, und Loeben hat, das darf man voraussetzen, die Brentano'schen Märchen, wenn nicht durch 'eigene Lektüre, so doch von Hörensagen gekannt. Er schrieb eine Erzählung „Loreley, eine Sage vom Rhein“, welche im Taschenbuch Urania 1821 erschien (Leipzig, p. 327 ff.; wiederabgedruckt in Loebens Erzählungen, Dresden 1822, II, 195 ff.). In deren Eingang finden sich Anklänge an die zuletzt erwähnte Brentano'sche Schilderung und an die männerverderbende Hexe Eichendorffs:

Da wo der Mondschein blitzet
 Ums höchste Felsgestein,
 Das Zauberfräulein sitzt
 Und schauet auf den Rhein.

Es schauet herüber, hinüber;
 Es schauet hinab, hinauf.
 Die Schifflein ziehn vorüber:
 Lieb' Knabe, sieh nicht auf!

Sie singt dir hold zum Ohre;
 Sie blickt dich thöricht an.
 Sie ist die schöne Lore;
 Sie hat dir's angethan u. s. w.

Dieses vor der Erzählung selbständig abgefasste Lied legt Loeben als Warnungsruf einem alten Jäger in den Mund, der einen Jüngling im Nachen dem Felsen zutreiben sieht, auf dessen Gipfel die schöne Jungfrau sitzt und schimmernde Felsstückchen spielend herabwirft. Aber der Jüngling hört nicht, und der Strudel verschlingt ihn. — Dieses Sirenenmotiv, in echter deutscher Sage nirgends einheimisch, ist Loebens Zutat.

Lorelei ist nach seiner Darstellung „eine schöne Fey“, die oft freundlich den Fischern sich naht und guten Fang verleiht. Sie sitzt im Zwielflicht oder im Mondschein auf der Spitze des Felsens, oft, wenn ringsum Ufer und Strom in tiefer Dämmerung liegen, noch rosig angeglüht, und singt ihr eintöniges Lied „Loreley, Loreley“, indem sie sich ein Krönlein von Wasserblumen und Schilf durch die goldenen Haare flicht. Hugbert, der Sohn des Rheinpfalzgrafen auf Stahleck, verliebt sich in die schöne Meerfei, lässt sich nachts nach ihrem Felsen rudern und stürzt, als er dort ans Land springen will, ins Wasser. Die Sirene aber — ganz gegen ihre Gewohnheit — stösst einen kläglichen Schrei aus, taucht dem Versunkenen nach, umfängt ihn in ihrem Wellenhaus und führt ihn unter dem Wasser rheinaufwärts wieder nach der Oberwelt. Unterdessen schickt der Pfalzgraf, der seinen Sohn für ertrunken hält, Leute aus, welche die Hexe tot oder lebend fangen sollen. Ein Ritter und zwei Knechte — wieder die drei Ritter Brentanos — klimmen den Felsen empor, ergreifen die Jungfrau, welche vergebens um ihr Leben fleht, und hängen ihr einen Stein um den Hals, worauf sie sich selber über den Felsen hinabstürzt. Die drei Männer aber finden den Rückweg nicht mehr und kommen elend um. Seitdem sieht man von der Loreley nichts mehr, sondern hört nur noch ihre Stimme, die den Rufern antwortet.

Auch diese den Stempel dürftigster moderner Erfindung an der Stirne tragende Geschichte, welche die beiden Entwicklungsphasen der Brentano'schen Lorelei unvermittelt durcheinander mengt, wird immer von neuem als rheinische Volks-sage abgedruckt. Nur hatten einige Sagensammler doch soviel gesunden Menschenverstand, um den albernen Schluss, wornach eine „Meerfei“ durch Ertränken vom Leben zum Tode gebracht werden soll, abzuändern (Schreiber, Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwald und den Vogesen,

1. Aufl. 1828, 3. Aufl. Frankfurt 1848, p. 56. Geib, Sagen p. 438. Reumont, Rheinlands Sagen, Geschichten und Legenden, Köln und Aachen 1837, p. 152. Kiefer, die Sagen des Rheinlandes, Köln 1845, p. 132 ff. Grässe, Sagenbuch des preussischen Staats, Glogau 1871, II. 126 ff).

Trotz seiner kläglichen Schwäche ist das Machwerk des Grafen Loeben für die Entwicklung der Kunstsage von der Lorelei nicht ohne Bedeutung. Denn fast alle jüngeren Dichter knüpfen an seinen Erfindungen an, so besonders die zahlreichen musikdramatischen Bearbeitungen, die man in Hugo Riemanns Opern-Handbuch (Leipzig 1885, p. 285 f.) nachlesen mag.¹⁾ Seine wichtigste Wirkung aber war, dass sich dadurch, was kaum zu bezweifeln ist, Heinrich Heine zu seiner Ballade anregen liess, indem er das Sirenenmotiv des Eingangs für sich behandelte. Heine schrieb sein Gedicht während seines Aufenthalts in Lüneburg im Herbst 1823, also zwei Jahre nach dem Erscheinen der Loebenschen Erzählung (Strodtmann, Heines Leben und Werke, Berlin 1867, I, 313). Es stand zuerst im „Gesellschafter“ vom 26. März 1824 (Sämmtliche Werke, Hamburg 1865, XV, 200) und wurde durch Silchers Komposition eines der beliebtesten Lieder des deutschen Volkes.

Nach dem Bisherigen haben wir zwei Formen des Namens: *Lorelei* und *Lurelei* Lurlei. Die erste haben sich die Dänen und Italiener angeeignet. *Loreley* heisst eine dänische Oper von Siboni vom Jahr 1859, *Lorhelia* eine italienische von Falchi vom Jahr 1878; die zweite lautet im Englischen *Lurline*, Oper von Vincenz Wallace vom Jahr 1860 (s. Riemann a. a. O.).

Man hat längst erkannt, dass dieser Name, den die Romantiker als Personennamen in unserer poetischen Lite-

1) Die deutschen Balladen von der Lurlei sind zusammengestellt bei Henninger, Nassau in seinen Sagen, Geschichten und Liedern, Wiesbaden 1845, II, 194—219.

ratur einbürgerten, ein missverstandener Ortsname ist, dass „die Lei“ allerwärts am Mittel- und Niederrhein und in der Moselgegend Schiefer und Schieferfels bedeutet (daher Leien-decker, Schieferdecker) und dass Lorelei, Lurlei also für Lorefels, Lurfels steht.

Für den Namenforscher bleibt demnach nur die Aufgabe übrig, den ersten Teil, das Bestimmungswort des Compositums, zu erklären.

Die älteste Form des Namens enthielt jener nun verschwundene Codex der Annales Fuldenses, der dem Augsburger Marcus Welser gehörte und von Marquard Freher für seine Origines Palatinae benützt wurde. In dem vom Mönche Ruodolf verfassten Teile der Annalen wird ad a. 858 eine Spukgeschichte erzählt, welche in dem Flecken Caput Montium, dem heutigen Kempten oberhalb Bingen am linken Rheinufer, spielt (Mon. Germ. I, 372). Da heisst es nach Freher (Orig. Palat. Heidelbergae 1613, Pars II, p. 88. Vergl. Frehers Germanicarum Rerum Scriptores, Francofurti 1600, I, 26): Villa quaedam haud procul ab urbe Pinguis sita est, Caput Montium vocata, eo quod ibi montes per alveum fluminis Rheni tendentes initium habeant, quam vulgus corrupte Camunti nominare solet. Ueber den Worten „montes etc.“ war im Velserianus von einer späteren, doch keineswegs modernen Hand (manu minime recente, neque unius saeculi) die Interlinearglosse *Mons Lurlaberch* eingetragen. Sie steht pars pro toto als der Name des bekanntesten unter jenen das Rheinbett einengenden Bergen, welche auch Freher „montes Lurleiani“ nennt (O. P. p. 90). Leider versäumt Freher, das Alter des Velserianus näher anzugeben. Der bekannte Hallenser Professor Joh. Friedr. Christ, der einen anderen, früher dem Kloster Altaich gehörigen, Codex der Fulder Annalen im Jahre 1727 ersteigert und in seinen Noctes Academicae (Hae Magdeburgicae 1728, Observatio XV, p. 190 ff.) beschrieben hat, erklärte den Welserischen

Codex für eine Abschrift des Altaicher, den er ins 10. oder 11. Jahrhundert verlegte. Wenn sich aber auch das Alter der Interlinearglosse *Lurlaberch* nicht mehr genau bestimmen lässt, jedenfalls verdanken wir ihr die althochdeutsche Form des Namens. Der erste Teil des Compositums ist *lurlo*, eine Ableitung von *lur*. Wie ist nun dieses Wort zu deuten?

Was an dem Felsen von jeher am meisten auffiel, das war sein wunderbares Echo. Die vom Rheine handelnden Schriftsteller werden seit Jahrhunderten nicht müde, dieses Naturwunder zu schildern und zu preisen. Schon Konrad Celtes erwähnt es. Er kannte die Gegend seit seiner ersten Fahrt in die Welt (1477), als er in seinem achtzehnten Jahre aus seiner fränkischen Heimat entfloh und auf einem Mainfloss, der Bauholz nach dem Niederrhein brachte, nach Köln fuhr, um sich dort den Studien zu widmen (Aschbach, Die früheren Wanderjahre des Conrad Celtes, Wien 1869, s. Sitzungsberichte der Wiener Akad. phil. hist. Cl. LX, 82). Er gedenkt des Echos und des Strudels bei der Lurlei im 3. Buch seiner „Amores“, in der 13. Elegie, worin er seiner Mainzer Geliebten Ursula, die nach Aachen zu reisen beabsichtigt, den Lauf des Rheins von den Alpen bis zum Meere schildert.

Sed cum perventum est obliqui (l. obliquae) ad cornua vallis,
 Quam rapidus vortex sevaque syrtis habet,
 Voxque reperiussis specubus reboabit ab altis,
 Fertur siluicolas quos habitasse deos,
 Quaque sibi caecos memorant quesisse meatus
 Rhenum et sub terras fertur habere vias
 Atque aliis dicunt tandem regionibus ortum
 Largifluos fontes amne creare suo,
 Ceu Graii memorant subter labentia terris
 Flumina apud Sículos fontibus orta novis:
 Hic, pater alme, tuo posco sis numine praesens,
 Ne nauem refluxo sorbeat vnda freto.

(Conradi Celtis Protucii Quatuor Libri Amorum secundum quatuor Latera Germanie, Norimbergae 1502, fol. 55^b). Celtis schrieb das Gedicht während seines Mainzer Aufenthalts im Jahre 1491.

Dem Echo der Lurlei widmet Bernhard Moller von Münster in seinem lateinischen Lobgedicht auf den Rhein vom Jahre 1570 volle 15 Distichen:

Mons subit ad Rheni dextram; despectat in undas,

Sub latebris Echo quem resonare facit etc.

(Mollerus, Rhenus et eius descriptio elegans, Coloniae 1570, p. 146 f.) — Matthis Quad von Kinkelbach schreibt im Jahre 1607: Auff der Couber seiten ligt der grosse steinerne berg Lourley; frag denselben ein mal mit heller stim, was er mache, du wirst wol hören, wie er dich bescheiden wirdt (Teutscher Nation Herligkeit, Cölln 1609, p. 212). — Dies bezieht sich auf einen bei den Schiffen üblichen Scherz. Dass das Echo von den Vorüberfahrenden mit mutwilligen Zurufen, mit aller Art Schall und Klang herausgefordert wurde, bezeugt auch Freher an der besprochenen Stelle: hoc scio, inter medios illos montes ad dextram paullo infra Wesaliam (Oberwesel) aliquos esse, in quibus sine exemplo mirifice resonabilis Echo eo nomine¹) (Panas, Sylvanos, Oreades ibi habitare olim putarunt) nautarum vel praetereuntium lascivia lacessi et inclamari solita, voces sonosque omne genus non tantum clarissime replicet, sed varie multiplicatos reddat et remittat (Orig. Palat. Pars II, p. 88). — Martin Zeiller gedenkt des Echos mehrfach, z. B. in seinem Itinerarium Germanicum (Strassburg 1632, p. 467). In Merians Topographia Palatinatus Rheni et vicinarum regionum (1645, p. 11) schreibt er: Es ziehet sich das Gebürg zu beyden seiten dess Rheins bey Bingen hinab nach vnd vnder Bacharach, so von den Alten der Lurleberg ist genant worden,

1) Am Rande „der Lurley“.

in welchem Gebürg auch ein sonderbar lustig Echo oder Widerschall sich befindet; Item an einem Orth ein Zwirbel im Rhein, von welchen beden vielleicht diser Widerschall herrühret, als wann daselbst der Rhein heimbliche Gäng vnder der Erden hätte. — Auch in seiner Reichs-Geographia (Leipzig 1689, p. 1159) wird der Ort erwähnt: Der beruffne gäher löcherichter Felss, da ein Widerschall oder Echo, der Lurley oder Lorley genant ist, so seinesgleichen nirgends haben solle. — Ebenso heisst es in einer gleichzeitigen Beschreibung des Rheins: Der löcherichte berg Lorley, seines verwunderlichen Echo halben bekanntt (Der Edle Rhein-Strohm, Augspurg 1685, p. 52). — Im Anschluss an Freher sagt Johann Just Winkelmann: Dieser Lurleyberg gibt einen natürlichen starken Widerhall (Echo), welcher allerley Ton, Stimm und Wort nicht allein hell und klar, sondern auch unterschiedlich vermehrter wieder gibt und zurück schickt, dahero die Schifleute und fürüber Reisende mit Trompeten, Schiessen und Schreyen viele Kurzweil verüben (Gründliche und Warhafte Beschreibung der Fürstenthümer Hessen und Hersfeld, Bremen 1697, I, 34^b). — Diese Stelle „vom wunderbaren Lurle-Berg am Rhein-Strohm“ wiederholt der Orogroph Joh. Gottfried Gregorius (Melissantes) und fügt hinzu: Man wird auch dieses Wiederhalles Gleichheit schwerlich in andern Theilen der Welt antreffen. Die treffliche Variation kann niemand glauben, als wer entweder selbst solches mit angehöret oder sich von warhaftigen Persohnen selbiges glaubwürdig erzehlen und deutlich beschreiben lassen. (Curieuse Orographia, Frankfurth und Leipzig 1715, p. 570). — Das Echo scheint früher stärker und manichfaltiger gewesen zu sein als heutzutage. Schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wollten alte Leute einen Rückgang beobachten. Die Ursache hiervon, schreibt Dielhelm im Denkwürdigen und nützlichen Rheinischen Antiquarius (Frankfurt 1744, p. 608), könnte nicht sonder allem Grund viel-

leicht diese seyn, weil nämlich zu verschiedenen malen grosse und ungeheure Stücker Felsen und Steine davon abgerissen und in den Rhein gefallen sind. Die gemeinen Leute, fügt er hinzu, pflegen insgemein in Betrachtung dieses Wiederhalls dafür zu halten, dass der Felsen inwendig hohl seyn müsse.

Dieses wunderbare Echo war es, was Brentano zu seiner Ballade angeregt hat; das beweist ihr Schluss und seine Anmerkung im *Godwi* sowie sein Ausspruch in den *Märchen*, Frau Lureley sei „die Tochter der Phantasie, mit dem Widerhall gezeugt“ (*Märchen* I, 96), und mit diesem Echo klingt auch noch Loebens Erzählung aus.

Niklas Vogt sagt darüber: Dieser Widerhall lautet nicht wie ein von den Felsen abgeprellter Ton; sondern er scheint wie ein Orakel aus einer heiligen Halle hervorzukommen (*Rheinische Geschichten und Sagen*, Frankfurt 1817, III, 159). In der That ist auch das Echo in früherer Zeit als eine Art Orakel angerufen worden. Das bezeugen uns zwei Sprüche der auf der hiesigen Bibliothek befindlichen Kolmarer Meisterliederhandschrift. Beide, der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehörig, sind abgefasst „in der almende des alten Stollen.“

Der erste ist in mehreren Fassungen vorhanden. Die eine steht in der Handschrift (Cod. germ. 4997) Bl. 694^c:

Ich kam vor einen holten berg; ich ruft gar lut daryn.
 ich tacht: herre got von hymmelrich, womag myn glucke sin?—
 do hort ich ein cleyne getwerch;
 vß dem lorberg er mir gar schier antwurte.
 Er sprach: wer ist, der also lut rufft zu mir in den berg?
 der ge fur! lass din ruffen sin! als sprach daz clein getwerch,
 din vngeluck hat endes niht;
 es muß erfarn ee vnkunde furte. —
 Vor leyd ich da hin wyder sprach:

wo sol ich nu daz myn gelucke suchen? —
 ein wild getwerg mir da verjach:
 gelucke vindet dich vil wol, wan din got wil geruchen.
 gelucke daz ist sinewel; es walczet war es wil.
 nit bass ich dir geratten kan. —

siner spehen spruche was so rechte vil.

(Vergl. die Recension von Bartsch, Meisterlieder der Kolmarer Handschrift, Stuttgart 1862, p. 513 f.). Die anderen Fassungen, woraus der „*Lorberg*“ entfernt ist, stehen im selben Codex Bl. 699^c und in der Wiltener Handschrift 117^a (s. Bartsch p. 698).

Der zweite Spruch, der von derselben Situation ausgeht, aber eine persönlich satirische Wendung nimmt, steht im Kolmarer Codex 699^b:

Ich kam zu tal in nyderlant gefarn by kurzzer zyt
 fur daz gebirge, da der lorleberg nah inne lyt.
 ich kam da fur vnd rieff dar yn;
 ich fragte, wann myn armut hett ein ende.
 Mir antwurt eins herwyder vss, ich weyß nit, waz es was.
 es sprach zu mir: myn frunt, ich kan dich nit getrösten bass.
 wan du vnd die gesellen din,
 ir mochtent römsche rich wol verschwenden.
 Ich sag uch, was uch wyderfert:
 die wyl der kunig lebet vff der erden,
 so ist uch hordes nit beschert.
 nach grossem gute send uch nit, wann es mag uch nit werden.
 vnfur vnd starke full (sic) sollent ir zallen zyten pflegen.¹⁾ —
 den trost gab mir daz edel twerg:
 der kung mag doch nit ymmer me geleben.

1) Bartsch emendiert diese Zeile: ir sült unfuore und starker were ze allen ziten pflegen. Doch scheint mir wahrscheinlicher, dass der Schreiber ein mit fu anlautendes Wort begonnen hatte und ihm dann das doppelte l des folgenden Wortes in die Feder kam: unfuore und starker vunde sult ir zallen ziten pflegen.

(Vergl. Holtzmann in Pfeiffers Germania V, 445 f. Bartsch a. a. O. p. 519). Die unreinen Reime *was: baz, pflegen: geleben* machen für diesen zweiten Spruch die Autorschaft Stollens zweifelhaft (vergl. Bartsch a. a. O. p. 699). Doch ist der karge König, auf dessen Tod der Dichter hofft, schwerlich ein anderer als Rudolf von Habsburg, den Stolle in seinem bekannten Spruche *Der küene von Rôme engît ouch niht* (Hagen, Minnes. III, p. 5, N. 11) so bitter verhöhnt.

Aus diesen Sprüchen ersehen wir, dass der Brauch, das Echo des Lurleifelsens anzurufen, in ferne Vorzeit zurückreicht. Der Vorüberfahrende rief Fragen nach dem Berg, und Antwort gaben die „kleinen Zwerge“, die „edeln Wichtlein“ (ein edel wichtelin. Kolmarer Codex 699^c). Das Echo, im Altnordischen *dvergmál* sermo nanorum genannt, galt ja von jeher als die Stimme elbischer Wesen, der Berg- und Waldgeister (s. J. Grimms Mythologie, 4. Aufl., I, 374. III, 128. Uhlands Schriften VIII, 535. E. Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. Stuttg. 1852, I, N. 63. Germania XXIX, 110, N. 20. Im Volkslied zur Weissagung benutzt, s. Des Knaben Wunderhorn, Heidelberg 1806, I, 341).

Mit dem rheinischen Echofelsen war also die Vorstellung von elbischen Wesen unzertrennlich verbunden. Der Fels galt für hohl: in seinem Innern hausten die Zwerge. Das sind die *dii silvicolae* des Celtes, die Pane, Silvane und Oreaden des Freher. Nun begreift sich auch, warum die Volkssage den Nibelungenhort, das alte Elbengold, dort verborgen sein liess. Denn dass der Hort im Grunde des Lurleifelsens verwahrt sei, das hat Brentano nicht erfunden, sondern einem Dichter des 13. Jahrhunderts entnommen. Der Marner sagt in seinem Rügespruch gegen die kargen, französelnden Rheinländer, sie seien unmilde gegen das fahrende Volk, obgleich der Nibelungenhort bei ihnen im Lurlenberge liege.

Der Nibelunge hort lit in dem Lûrlenberge in bi:
 in weiz ir niender einen, der sô milte sî,
 daz er den gernden teile mite
 von sîner gebe. XI, 30.

(Hagens Minnes. II, 241^a. Strauch, Der Marner, Strassburg 1876, p. 97).

Die Pariser Minnesängerhandschrift, welche allein diesen Spruch erhalten hat, liest hier wie auch an einer andern Stelle (XV, 275, s. Strauch. p. 125, Anm.) statt Nibelunge *Ymelunge*, eine Metathesis wie Jmelôt für Nibelôt (J. Grimm, Mythol. 4. Aufl., p. 820. W. Grimm, Heldensage, 2. Ausg. p. 162). Die falsche Lesart *Burlenberge*, welche besonders Wackernagel und Simrock auf Abwege geführt hat, rührt vom alten J. J. Bodmer her. Die Handschrift hat *Lurlenberge*, wie schon Freher gelesen hat, der die Stelle erklärt: Ait, ingentes Ditis thesauros in monte illo Lurleio latere (Orig. Palat. II, 88). Der Spruch mag um die Zeit 1245—50 entstanden sein (Strauch p. 14. Schönbach im Anzeiger für deutsches Altertum III, 122).

Ueber die Frage, wo der Nibelungenhort verborgen liege, sind bekanntlich die Sagen nicht einig. Nach der einen, der älteren, Ueberlieferung liegt das Gold auf dem Grunde des Rheins, so in der alten nordischen Sage (zuerst Atlakviða 27. Völsungasaga c. 37. Vergl. W. Grimm, Heldens. 2. Ausg. p. 12. 26) und in der oberdeutschen Sage: im Nibelungenlied, in der Klage, im Hörnen Seifried (vergl. Otto von Botenlaube, W. Grimm a. a. O. p. 158). Nach dem Nibelungenlied (1077, A. B. D.) geschah die Versenkung „ze Löche“. Das ist eine der längst vom Rheine zerstörten Ortschaften Ober- oder Unter-Lochheim, welche seit dem 8. Jahrhundert in Karolingerurkunden auftauchen (Freher, Orig. Palat. I, 50. Dumbeck, Geographia Pagorum vetustae Germaniae Cisirhenanorum, Berolini 1818, p. 136. Vergl. Lachmann, Zu den Nibelungen 1077, 3), und deren Stätte

beim heutigen Stockstadt am Rhein, südwestlich von Darmstadt, zu suchen ist (Bossler in der Germania XXIX, 325). Der Schreiber von C, der „zem loche“ schrieb, dachte dabei ohne Zweifel an das Binger Loch. — Nach der andern, der jüngern, Ueberlieferung ist der Hort in einem hohlen Berge verwahrt, so in der niederdeutschen Sage, die uns in der nordischen þidrekssaga vorliegt (c. 393. 425 f.). Da befindet sich der Hort in Siegfrieds Keller, einem hohlen Felsen tief im Walde. Dorthin lockt Aldrian, der Rächer, den sich der todwunde Hagen vor seinem Ende gezeugt hat, den habgierigen Etzel, schliesst hinter ihm die Türen zu und lässt ihn bei den Schätzen verhungern. Nach dänischer Ueberlieferung erfährt Grimhild dieses Schicksal (W. Grimm, a. a. O. 306). Heutige schwedische Sagen suchen den Schatz irgendwo in einem Bergsaal der Provinz Oerebro; der Schlüssel dazu liegt unter einem Rosenbusch verborgen (ebenda p. 322). Nach deutscher Lokalisierung, so hören wir vom Marner, war der Schatzberg die Lurlei. Das setzt eine von den uns erhaltenen Dichtungen abweichende Gestalt der Nibelungensage voraus, die vielleicht den Gegenstand jenes Liedes von der Nibelunge Hort gebildet hat, das derselbe Marner unter den von ihm, dem fahrenden Sänger, vorgetragenen Dichtungen aufführt (XV, 275. Strauch p. 125. vergl. p. 35). So steht der einsame Fels mit einem male im Zauberglanz unserer mythischen Sage.

Sein Name muss in der Vorzeit weit und breit bekannt gewesen sein. Ein Haus in Speier im 14. Jahrhundert hiess *Lurlenberg* und darnach eine Familie: ein *Gotzo dictus Lurlenberg* begegnet in einer Urkunde von 1339 (Mones Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Karlsruhe 1836, V, 142). Selbst im entlegenen Böhmen auf dem Markte von Tetschen steht ein Gebäude, das bis heute *Lorlei* genannt ist (Grässe, Sagenbuch des preussischen Staats, II, 128). Auf eine sprichwörtliche Verwendung des Wortes und eine ganze

für uns verschollene Sagenwelt weist ein Citat aus einem — mir unzugänglichen — Gedichte (Ritterpreis b) in J. Grimm's Mythologie (4. Aufl. Nachträge p. 291):

ûz Lûrlinberge wart gefurt sîn stolze eventure.

Hier erscheint der Lurlenberg wie ein Seitenstück zum Venusberg als der Sitz eines elbischen Hofhaltes.

Wie, wenn sein Name mit dieser seiner elbischen Natur zusammenhieng? Dafür bietet sich uns ein bedeutsamer Fingerzeig. Am Fusse des Berges, wo jetzt die Eisenbahn den Felsen durchbrochen hat, war ehemals eine Höhle zu sehen, in welcher sich zur Zeit des dreissigjährigen Kriegs oft Flüchtlinge geborgen haben sollen, weil das Grauen des Orts vor Verfolgern sicherte. Diese Höhle hiess das *Lurloch* oder *Hanselmannsloch* (W. von Waldbührl, Die Lurlesage, Köln und Leipzig 1868, p. 15). Hanselmänner heissen die Zwerge am Mittelrhein und im Lahntal. Noch andere Höhlen in der Felswand der Lurlei werden Hanselmannshöhlen genannt. Nach mündlicher Ueberlieferung — und damit hätten wir also doch eine noch lebende Volkssage von der Lurlei — wohnen darin die Hanselmänner, und von diesen rühre das berühmte Echo (Ad. Seyberth, Die Lorelei, Gymnasialprogramm von Wiesbaden 1863, p. 1). Hanselmannshöhlen öffnen sich auch in der steilen Bergwand der Bäderlei bei Ems (Rheinischer Antiquarius, 2. Abteilung, III, 113 ff.).

Ist *Lurloch* identisch mit *Hanselmannsloch*, so liegt der Schluss nahe, dass auch *Lur* und *Hanselmann* dasselbe bedeuten, dass wir also in *Lur* einen älteren, jetzt nicht mehr verstandenen Elbennamen vor uns haben und demnach *Lurlei* als Elbenfels, Zwergfels zu erklären sei.

Das Substantiv *lûr*, *lûre* ist wie das Verbum *lûren* erst im späteren Mittelhochdeutsch nachzuweisen. *Lûren* lauern hat seinem Ursprung nach mit *losen* und *lauschen* nichts zu tun, da es, wie M. Heyne hervorhebt (Deutsches Wörterb.

VI, 304), nicht eine Ohrentätigkeit, sondern eine Augentätigkeit, und zwar ursprünglich das Starrsehen, wie Heyne annimmt, genauer das Sehen mit halbgeschlossenen Augen bezeichnet. Schweizerisch *loren*, *lären* heisst scharf auf etwas hinsehen, das Deminutiv *glürten* mit halbgeschlossenen Augen sehen, sei es aus Kurzsichtigkeit, sei es, um ein geheimes Zeichen zu geben (Stalder, Schweizerisches Idiotikon, Aarau 1812, II, 178); *lurlen*, *lürten* = blinzeln, *connivere* bei Frisch (Teutsch-lat. Wörterb. Berl. 1741, I, 588). Kärntnerisch heisst *lären* scharf worauf merken (Uebelfelders Kärntnerisches Idiotikon, Klagenfurt 1862, p. 175), wovon das fem. *glurie* grosses stieres Auge, *glurn* glotzen (Lexer, Kärntisches Wörterb. Leipz. 1862, p. 117); *Gluraug* erklärt Frisch mit „paetus, der das Aug halb zu hat als ein Bock“ (I, 351), „wann das Augen-Lied den Aug-Apfel halb deckt, als die Laurenden thun“ (I, 588); bei Geiler von Kaisersberg: mit den Augen über sich glauren (ebenda I, 351), blinzeln in die Höhe sehen; ostfriesisch *lären* scharf spähen nach etwas sehen oder spähen und horchen oder lauschen zugleich und zwar in der Regel mit der Nebenbedeutung, dass dies mit halbzugekniffenen oder halbverschleierten blinzeln den Augen heimlich und unvermerkt geschieht (T. ten Doornkaat Koolman, Wörterb. der ostfries. Sprache, Norden 1881, II, 552), daher nl. *loerhuisje* Schilderhaus; schottisch *to glour*, *glour*, to look intensely or watchfully, to stare, *glour* in Westmoreland (Jamieson, Etymological Dictionary of the Scottish Language, 2. edit. by Johnstone, Edinburgh 1840, I, 489), in der dänischen Volkssprache *lure* nach etwas ausspähen. Nach Wachter heisst *lauren* nach etwas hinschielen (Glossarium Germanicum, Lipsiae 1737, col. 936). Mnd heisst *lären* warten, ebenso das heutige *läre* in Ost- und Westpreussen (Frischbier, Preuss. Wörterb. Berlin 1883, II, 12^b), kärntnerisch *lären* aufmerksam horchend warten (Lexer a. a. O. 174). Die hochdeutschen Bedeutungen von *lauern* = hinter-

listig aufpassen, aus dem Hinterhalt beobachten, verborgen liegen, um plötzlich hervorzubrechen, s. Heyne im Deutschen Wörterbuch. Dieselben Bedeutungen hat das schweizerische *lûren*, das niederländische *loeren*, das schottische *to loure*, das dänische *lure* und das schwedische *lura* lauern, *lur* Hinterhalt. In der Schweiz bedeutet *gluren* auch heimtückisch dreinsehen (Stalder a. a. O.); im Nd. heisst *luurhaftig*, wer ein tückisches Gesicht hat, *luurhaftig* oder *lurig* We'er — veränderliches, zweifelhaftes Wetter, dem nicht zu trauen ist (H. Berghaus, Sprachschatz der Sassen, Berlin 1883, II, 440); auch die englische Volkssprache nennt einen regendrohenden Himmel *loury* (Halliwell, Dictionary of Archaic and Provincial Words, London 1855, II, 531); dem entspricht das ostfriesische *lûrig*, *lûrsk* (Doornkaat II, 554). *Luredrykk* nennt der Norweger ein Getränk, das stärker ist, als man vermutet (Drik som er staerkere end man har ventet, el. som har en mild Smag man virker staerkt. Aasen, Norsk Ordbog, Christ. 1873, p. 463). *Luurangel* ist ein niedersächsisches und friesches Schimpfwort für einen tückischen Menschen (Versuch eines bremisch-niedersächs. Wörterbuchs, Bremen 1768, III, 101. Doornkaat II, 551). Nächst verwandt damit ist der Begriff des Betrügens, der dem Worte *lûren* im Niederländischen (*loren ende soren* — fraudare aliquem; *lorer* impostor; *lorerije* impostura. Kiliani, Etymologicum, Antverpiae 1599, p. 293 f.), im Mnd (Schiller-Lübben, Mnd Wörterb. II, 750^a) und in der heutigen rheinischen Mundart zukommt (Waldbrühl, Lurleisage p. 13); schwed. *lura*, dän. *lure* überlisten, narren, norweg. *lura* betrügen, auch schmeichelnd lieblosen, *luren* adj. listig, auch *lurande*, *lurall*; *luring* f. List, Trug, *lureferd* listiges Verhalten (Aasen a. a. O.); *lure* heisst im Braunschweigischen Blendwerk (Waldbrühl a. a. O.), niederdeutsch fast allgemein mit verkürztem Vocal *lurre* Lüge (Frommann, Die deutschen Mundarten V, 155), sprichwörtlich: Er steckt voll Lurren und Schnurren (Körte, Sprich-

wörter der Deutschen, Leipzig 1837, p. 289), daher das nd. *Lurrendreier*, Lurendreher, wie *Quintendreier* (Quinte, die höchste feinste Saite), besonders beim Seehandel gebräuchlich (J. Frdr. Schütze, Holsteinisches Idiotikon, Hamb. 1800, I, 250), dän. *lurendreier* Fuchsschwänzer, Gauner, *lurendrejer*, en fiffig, snu, lumsk Person (Kristiansen, Bidrag til en Ordbog over Gadesproget, Kjøbenh. 1866, p. 199), schwed. *luren-drägare* Schmuggler. *Lorrendreier* werden in Hamburg oft die Advokaten genannt (Schütze a. a. O.). Ebenso sagten unsere Vorfahren scherzweise *Lurist* für Jurist (Niklaus Manuel, herausg. von Baechtold, Frauenfeld 1878, p. 11, v. 49. Fischart, Sämmtliche Dichtungen, herausg. von Heinr. Kurz, Leipzig 1866, I, p. 228), *luridicus* für juridicus (Diefenbach, Novum Glossarium Latino-Germanicum, Frankfurt 1867, p. 241); auch die baccalaurei werden in einem niederdeutschen Scherzgedicht von 1657 als *luren* aufgeführt (Lappenberg, Scherzgedichte von Joh. Lauremberg, Stuttg. 1861, p. 120, v. 50). Gemäss seinem Grundbegriff „blinzelnd sehen“ heisst *lûren* ferner schläfrig und finster dreinschauen. Das altnord. *lûra* gilt zunächst vom Blick des Schlaftrunkenen (Heyne a. a. O.), davon schwed. *lura*, *taga sig en lur*, dän. *lure*, *faa sig en luur*, ein Schläfchen halten, norw. *lur* Schläfchen, dann auch Schiffskoje (Aasen 463); daher das nd. *lûrig* behaglich, wo sich gut luren, gut ruhen und faulenzten lässt (Berghaus II, 440). Daneben hat *lûren* aber auch im Niederd. die Bedeutung von träg, unlustig sein; *laurüchtige Augen* erklärt Frisch: „lumina natantia, wie wann einen der Schlaf ankommt, dessen man sich erwehren will“ (I, 588), westfälisch *lûern* schleichen (auch norweg. *lura* schleichen, Aasen a. a. O.), *lûerfür* das langsam glimmende Feuer (Woeste, Wörterb. der Westfäl. Mundart, Norten und Leipz. 1882, p. 165), nl. *loren* carptim, minutatim et ignave aliquid agere (Kiliani p. 293), schwäbisch *den Lauren schlagen* — müssig dastehen (Jos. Christoph von Schmid, Schwäb. Wörterb.

Stuttg. 1831, p. 345); *lauerig* heissen Tiere und Menschen, in denen, wie man sagt, etwas steckt, sei es eine Krankheit oder eine Hinterlist (K. Chr. L. Schmidt, Westerswäldisches Idiotikon, Hadamar und Herborn 1800, p. 101. Kehrein, Volkssprache und Volkssitte im Herzogtum Nassau, Weilburg 1862, I, 258); *lauern* oder *luern*, *laurig* oder *lurig sein* heisst im Nassauischen nachdenklich sein oder nachdenklich tun (Kehrein ebenda). Im Ostfriesischen sagt man: *ik bûn so lûrg in de bênen*, so müde, abgeschlagen (Doornkat II 554); im Norwegischen heisst *lur* auch abgespannt, matt (Aasen a. a. O.); in Koblenz ist *lûrig* verdriesslich (A. v. Klein, Deutsches Provincialwörterbuch, Frankf. und Leipz. 1792, I, 248), ebenso englisch *to lour*, *lower* finster blicken, die Stirn runzeln, *to look sour or grim* (Wedgwood, Dictionary of English Etymology, Lond. 1862, II, 357), *the lower* der finstre Blick; mittellengl. *lûren*, *loure* to look discontented (Halliwell, Dictionary II, 531. Stratman, Dict. of the Old English Language, Krefeld 1867, p. 373 f).

Aus diesen verschiedenen Abzweigungen des Urbegriffs erklärt sich, dass das Substantiv *lûr*, ursprünglich „der Blinzelnde“, bald einen trägen und dummen, wie im Niederländischen (*loer* Doornkaat II, 551), bald einen schlaunen hinterlistigen Menschen bedeutet. Doch ist die letztere Bedeutung in allen deutschen Mundarten die weit überwiegende (s. Heyne a. a. O. VI, 301). „Der Laur haurt und laurt. Tace, die Lauren lauren“ (Seb. Franck, Sprichwörter, schöne weise herrliche Clugreden, Frankfurt 1541, I, Bl. 17^a). „Ein Glauer der laustert“ (Frisch I. 351). In der deutschen Schriftsprache war das Wort vom 13. bis ins 18. Jahrhundert herein üblich, ein beliebtes volkstümliches Schimpfwort, vorzugsweise als Reim auf *Bauer* angewendet. So lebt es noch allenthalben im Volksmund, im Plattdeutschen und Niederländischen wie im Alemannischen. Das Wort ist fast synonym mit *Bauer* geworden, so dass die Bauern in Ayrsers

Melusina von sich selber singen: Wir send zwen reicher lauren (Ayrers Dramen, herausg. von A. v. Keller, Stuttg. 1865, III, 1753). Einen listigen Menschen nennt man in Norwegen *luring* (Aasen a. a. O.) Das mitttelenglische *lure* heisst Lügner (Halliwell II, 534), und im Schottischen bezeichnet das Deminutiv *lowrie* noch heute einen verschmitzten Menschen; der Fuchs (*tod*) hat in der Volksdichtung den Namen *tod Lowrie* (Jamieson II, 62). In Schimpfwörtern für „Taugenichts“ begegnet uns der Stamm *lur* bei den Harzbewohnern (*luribam* Schlingel, s. Klein, Deutsches Provinzialwörterb. I, 248), bei den Niederländern (*loeris* Schelm und Dummkopf, Sicherer en Akveld, Nederlandsch-hoogduitsch Woordenboek p. 582), bei den Skandinaven (schwed. *lurifax* dän. *lurifas* Schelm, Kristiansen a. a. O.), ebenso bei den Litauern, Letten und Esten (Frischbier, Preuss. Wörterb. II, 36^a) und bei den Franzosen in *luron*, *luronne*, *lurette*, *lureau*. Die älteste Stelle für *luron* findet sich in der Chanson de geste vom Charrois de Nymes (Guillaume d'Orange, p. p. Jonckbloet, La Haye 1854, I, p. 98), wo erzählt wird, wie der schlaue Dienstmann Garnier¹⁾ den Rat giebt, man solle Ritter in Fässern nach Nimes einschmuggeln, um die Stadt zu überrumpeln. Dann heisst es v. 956: *Par le conseil que li lurons lore done* etc. Das Wort steht hier offenbar für „Schalk“ ohne schlimmen Nebensinn, und nach dieser heitern Seite hin hat sich die Bedeutung des Wortes bei den Franzosen weiter entwickelt, so dass *luron*, *luronne* heute für lachlustige leichtlebige Menschen im allgemeinen gebraucht wird: *un luron, une lurette ne demande qu'à chanter et danser* (Quitard, Dictionnaire des Proverbes, Paris 1842, p. 511); ein Mädchen von leichtfertigen Sitten heisst in der scherzhaften Sprache *une luronne* (ebenda).²⁾

1) Là fu Garniers, uns chevaliers nobiles, Vavassors fu, et moult sot de boidie, D'engignement sot tote la mestrie. v. 919 (I, p. 97).

2) *Luron* homme joyeux et sans souci, bonvivant, homme vi-

Diese Bedeutung von *lûr* als Name eines mit halbgeschlossenen Augen aus dem Verborgenen hervorspähenden, bald schalkhaften, bald arglistigen Wesens stimmt vortrefflich zur Natur der Elben. Ganz entsprechend vereinigen sich in dem deutschen Worte *Troll*, *Droll* (altn. *tröll*) die Bedeutungen: elbisches Wesen, alberner Mensch, fauler Mensch, Betrüger (*trüllen* betrügen) und Schalk. Es fragt sich nun, ob wir auch sonst noch Spuren finden, welche darauf hinweisen, dass wir in der Tat in *lûr* einen verschollenen Elbenamen vor uns haben.

Joh. Heinr. Voss giebt in seiner Idylle „Der bezauberte Teufel“ (Poetische Werke, Hempelsche Ausg. II, 88) eine Unterredung zweier Dämonen. Der eine — es ist derselbe, dem Luther mit dem Tintenfass ein Auge ausgeworfen und den der Schmied von Jüterbok mishandelt hat, — lebt als Fegeteufel, als geistlicher Kobold, in einem abesinischen Kloster und heisst *Lurian*. Der Name ist, wie Voss ausdrücklich anmerkt (III, 98), der Volkssprache entnommen. Dass hier ein alter Elbenname, der Name eines Hausgeistes, zu Grunde liege, ist möglich; doch kann *Lurian* ebensowohl eine auf *Urian* reimende Zusammensetzung mit dem volkstümlichen Schimpfwort *Lur* sein.

Deutlicher ist die Beziehung auf elbische Wesen in folgenden Fällen. Jedem Leser der Grimmschen Sagen ist jener Hausgeist bekannt, der im lüneburgischen Schlosse Hudemühlen sein Wesen trieb und über den der Prediger Marquard Feldmann zu Eikeloh gegen Ende des 16. Jahrhunderts

goureux et déterminé. *Luronne* — femme réjouie et décidée qui ne s'effarouche pas aisément. Gangler, *Lexicon der Luxemburger Umgangssprache*, Luxemb. 1847, p. 276. Ueber das Compositum *godelureau* s. Fr. Michel, *Études de philologie comparée sur l'Argot*, Paris 1856, p. 252. Nisard, *Curiosités de l'étymologie française*, Paris 1867, p. 77. *Luron* in der heutigen Gaunersprache = Hostie ist entstellt aus *le rond*.

ein eigenes Buch „Der vielförmige Hinzelmann“ geschrieben hat. Dieser Kobold soll auf Befragen geäussert haben, er sei aus dem Böhmerwald gekommen, wo ihn seine Gesellschaft vertrieben habe; sein Name sei Hinzelmann; doch werde er auch *Lüiring* genannt (Deutsche Sagen, 2. Ausg. Berlin 1865, I, 92). *Lüiring* ist das Patronymicum von *lür*, heisst also Lurensohn, einer vom Lurengeschlecht.

Noch wichtiger ist eine oberschwäbische Lokalsage. Die Scherzach, ein Nebenflüsslein der Schussen, fliesst bei Schlier durch ein enges malerisches Waldwiesental, das in früherer Zeit *Lurental*, heute *Lauratal* genannt ist. Dort geht ein weisses Fräulein um, Namens *Laura*, das für das Gespenst einer sammt ihrem Kind in der Scherzach ertrunkenen jungen Gräfin von Lauraburg gehalten wird. Sie sitzt zuweilen am Brunnlein, aus einer Kürbisschale trinkend. Dann wandelt sie wieder waldaufwärts, weiss wie Wachs, das Haupt mit einem langen weissen Schleier umwickelt, so dass niemand ihr Gesicht erkennen kann. Oft kommt sie unter einem Stein hervor und verschwindet wieder darunter. Oft läuft sie wie ein Wölklein auf dem Wasser hin und her. Auch hat sie schon manchen in der Irre geführt (Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben, Freiburg 1861, I, 6 f.). Es ist die Nebelhelbin des Walddtals (vergl. L. Laistner, Nebelsagen, Stuttg. 1879, p. 138. 256. 296). Zuweilen sieht man sie auf dem *Laurasitz* zwischen Weingarten und Schlier, wo sie wie die Gewitterwesen goldene Kugeln nach silbernen Kegeln rollen lässt. Wie die Seelenherrin lockt sie Kinder in ihren mitten in der Waldwildnis blühenden paradiesischen Erdbeergarten. Wie die weissen Frauen im allgemeinen hofft auch sie auf Erlösung (Birlinger a. a. O.).

Dass ihr längst nicht mehr verstandener Name *Lûre*, *Laure* zu *Laura* geworden ist, liegt allzu nahe. Aehnlich hiess ein weiblicher Hausgeist in der böhmischen Burg Krommenau: die *Loretta*, von deren unheilverkündender Erschei-

nung im Jahre 1578 Hans von Schweinichen berichtet (Ausg. von Büsching, Breslau 1820, I, 320). Auch in der *Jungfer Lorenz* in Tangermünde, die nach halbverdunkelter Sage auf einem Hirsch durch den tiefen Wald ritt, mag sich die Erinnerung an eine Waldelbin *Lore* erhalten haben (Temme, Volkssagen der Altmark, Berl. 1839, p. 18. Kuhn, Märkische Sagen und Märchen, Berl. 1843, N. 7. Vergl. Wolfs Beiträge I, 182 f.). Die deutsche Liebesgöttin *Lora* dagegen, welcher der Herzog von Nassau dereinst ein Standbild auf der Spitze des Lurleifelsens zu errichten Anstalt machte, beruht auf gelehrter Erfindung.¹⁾

Eine anmutige Beziehung zur Tierwelt bietet die Angabe Mannhardts, dass der vielnamige Marienkäfer, der u. a. Gotteslämmlein, Gottesschäfchen, Muttergotteslämmchen heisst, auch den Namen *Lurelämmchen* führt (Germanische Mythen, Berl. 1858, p. 244). Das heisst nach unserer Deutung Elbenlämmchen.

Bemerkenswert sind die vielen *Lauerbrunnen*. Ich erinnere an das durch Rückerts Gedicht bekannte *Lauerbrünnlein*, aus dem die Amme die Kinder schöpft (Gesammelte poet. Werke in 12 Bänden, Frankf. 1868, II, 245). *Lauerbrunn* ist also identisch mit *Butzenbrunn*, *Butzborn*, wie die Kinderbrunnen in Schwaben und Hessen heissen (E. Meier, Schwäb. Sagen N. 294. Lyncker, Deutsche Sagen und Sitten aus hessischen Gauen, Cassel 1854, p. 75, N. 118). *Butz* ist einer der vielen Namen der Elben. Die Kinderseelen kommen aus dem Elbenland.

Ein intermittierender Quell, der im Januar oder Februar unter der katholischen Kirche von Buchweiler im Unter-Elsass hervorfliessen, führt noch heute den nicht mehr

1) Die von Duval (Thüringen u. der Harz mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden, Sondershausen 1842, VII, 21 ff.) erzählten Sagen tragen das Gepräge der Unechtheit allzu deutlich an sich, als dass sie für die Sagenforschung zu verwenden wären.

verstandenen Namen *Lure-Jerri* (A. Stöber, Sagen des Elsasses, 2. Aufl. St. Gallen 1858, p. 276). Die Volksetymologie hält *Jerri* für eine Koseform des Namens Georg; es kommt aber von *jären*, der Nebenform von *gären*, mhd. *jern*, *jesen*, sanskr. *gas* sprudeln, ist also dasselbe wie *Järe*, *Gäre*, Sprudel. *Lure-Jerri* heisst also Lurensprudel und ist dasselbe wie das schweizerische *Zwerglibrunnen* (Buck, Oberdeutsches Flurnamenbuch, Stuttg. 1880, p. 314) und *Doggelibrunnen* (*Doggeli* im Kanton Aargau = Zwerg, s. Runge in der Monatsschrift des wissenschaftl. Vereins in Zürich, 1859, IV, 112). Für seine alte Heiligkeit bürgt die darüber gebaute Kirche.

Ein anderer *Lurenbrunnen* zu Neunkirchen, wird in einem Heidelberger Zinsbuch aus dem 15. Jahrhundert genannt (Mones Anz. V, 142); ein *Laurpronnen* zu Gochsheim erscheint in einer Urkunde des Jahres 1580 (ebenda V, 308). *Lûrbach* hiess im 13. und 14. Jahrhundert das heutige Dorf Lauerbach, ein Lehen der pfälzischen Erbschenken von Erbach (Daniel Schneider, Vollständige Hoch-Gräfllich Erbachische Stamm-Tafel, Franckfurt 1736, p. 258. Steiner, Archiv für hessische Gesch. und Altertumsk. Darmst. 1841, II, 242. Germania XXIX, 315).

Ganz besonders die warmen Quellen mögen ursprünglich mit den Luren oder Lurlen in Beziehung gedacht worden sein: in Murners Narrenbeschwörung heisst ein wohltemperiertes Bad *Lürlesbad*, *Lürlinsbad* (Ausg. von Goedeke, Leipz. 1879, p. 183 f.).

Das Wort *lûr* begegnet uns auch sonst in zahlreichen Ortsnamen. Von einem *laurbôm* zu Ottersweiher ist in einem Zinsbuch des Jahres 1573 die Rede (Mones Ang. V, 142); ein *Lorleswald* ist bei Steinach in Tirol; *lûrmât* hiessen Wiesen zu Unzhurst 1540 (ebenda V, 308). *Lârenbure* hiess die Stammburg des Nassauischen Grafengeschlechtes, erbaut in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts (*Lurenburch* 1093,

s. Günther, Codex diplomat. Rheno-Mosellanus, Coblenz 1822, I, p. 159).¹⁾ Die Trümmer stehen noch beim Dorfe Laurenburg an der Lahn. — Häufig erscheint das Wort in Bergnamen. Ein *Lurlenberg* soll nach Waldbühl (Lurleisage p. 21) auch am oberen Main vorkommen. Einen *Lurinberg* verzeichnet Graff (Ahd. Sprachschatz II, 244) ohne nähere Angabe. Die Ortsnamen *Lursperg*, *Lurhalde* stehen im Zinsbuch der Herrschaft Rheinfeld vom Jahr 1525 (Mones Anz. V, 308). Ein *Lauerberg* ist im Rheingau bei Geisenheim (A. Seyberth, Die Lorleisage II, Wiesbadener Progr. 1872, p. 8), ein *Lorberg* im Siebengebirge (ebenda p. 8 N. 1), zwei Dörfer *Laurensberg* in der Rheinprovinz (Naumanns Geogr. Lexikon des deutschen Reichs, Leipz. 1883, II, 672). Von einem solchen Ortsnamen kommt auch der Name des Satirikers *Lauremberg*.

In vielen Fällen mag der Ortsname nicht unmittelbar auf die elbischen Luren, sondern auf den Mannsnamen *Lûro*, die Koseform eines mit *lûr* zusammengesetzten Vollnamens, zurückgehen. Denn dass *Lur* wie *Alp* und *Schrat* als Namenwort verwendet wurde, beweisen die Orte in Unterfranken, die nach den *Laurungen* oder *Lauringen* benannt sind, wie das Pfarrdorf *Lauringen* bei Hofheim (Lurungen, Lyrunga, Oesterley, Historisch-geogr. Wörterb. Gotha 1883, p. 382) und die Stadt *Lauringen* (Lurungum im 8. Jahrh., Förstermann, Namenb. II, 1028) an der Lauer (wohl ursprünglich ein Compositum wie *Lauerach*), daher die *Luringer* Markung in einer Schenkungsurkunde des Klosters Fulda vom Jahre

1) Ruprecht II. kommt als Graf von Lurenburg zum letzten mal im J. 1158 vor; von 1160 an schreibt er sich nach der neuerbauten Burg Nassau (Denkwürdiger Rheinischer Antiquarius, 2. Abteilung, Bd. III, 268 f.). Noch in der unglücklichen Schlacht bei Gölheim war das Feldgeschrei der Anhänger König Adolfs: „Nassau, weiland Lurenburg!“ (Zeitschrift für deutsches Altertum III, 24. Ich lese v. 577: Nassauwen unilen Lurensborg).

824 (in pago Grapfeld, in Luringero marc. Schannat, Corpus Traditionum Fuldensium, Lipsiae 1724, p. 148, N. 362). Den echten, sonst überall verschwundenen, Anlaut des Wortes überliefert die von Förstemann (a. a. O.) verzeichnete Form *Hlurunga* vom Jahr 811.

Eine unmittelbare Beziehung auf die elbischen Luren dürfen wir dagegen in den *Laurenbühlen* vermuten, welche nach Buck (Oberdeutsches Flurnamenbuch, p. 157) auffallend häufig im württembergischen Oberschwaben vorkommen. Es sind dies meist einzelstehende runde Hügel, wie sie auch sonst mit den Unterirdischen in Beziehung gedacht werden. Der Name lautet bald *Laurenbühl*, *Lurenbühl*, bald *Glaurenbühl*, *Glurenbühl* (*Glurenbüchel* 1576). Die Form *glüre*, welche auch in den Ortsnamen *Glurenberg* vom Jahr 1579 und *Glurental* aus dem 14. Jahrhundert (a. a. O.) vorkommt,¹⁾ ist als ein dem mhd. *getwer* entsprechendes *gelüre* zu fassen.

Von all den genannten Oertlichkeiten sind uns leider keine Sagen erhalten. Nur an dem tirolischen *Laueregg* bei Wassereit haften noch Erinnerungen an eine elbische Wunderwelt. Dort war vor Zeiten, wie J. von Zingerle berichtet, ein reiches Bergwerk. Noch blühen dort Schätze. Ein Mann fand dort einmal einen unbekannten schönen Baum. Er hieb einen Ast davon ab und trug ihn mit sich. Als er nach Hause kam, fand er ihn in eine schwere Goldstange verwandelt. Ein andermal wollte ein Mann, der nicht weit davon arbeitete, Wasser holen. Er fand bei Laueregg ein klares Brunnlein und füllte sich den Krug. Als er an seinen Arbeitsplatz zurückgekommen war und trinken wollte, fand er im Krüge eitel Gold. Alsogleich eilte er zurück und wollte das Krüglein nochmals füllen; doch da war der Bronn nicht mehr zu finden (J. W. Wolfs Zeitschr. für deutsche Mythol. Götting. 1856, IV, 38).

1) Im Zinsbuch der Herrschaft Rheinfeld vom Jahr 1525 steht neben Lurhalde auch Glurhalde (Mones Anz. V, 308).

Noch sind endlich einige merkwürdige Schimpfwörter zu erwähnen, welche über die von uns erschlossene Bedeutung von *lür* keinen Zweifel übrig lassen. Im Augsbургischen heisst nach J. Chr. von Schmid (Schwäb. Wörterb. p. 345) ein dummes Ding *Läuresblosel*, Luresbläslein. Es ist eine Person gemeint, die vom verderblichen Anhauch der Elben blödsinnig geworden ist (Vergl. J. Grimms Myth. 4. Aufl. I, 381. III, 132).

Nach einer andern weitverbreiteten Anschauung ist der Blödsinnige ein von den Elben eingetauschter Wechselbalg und wird deshalb selbst *Elb* genannt; daher die als Schimpfwörter für „Dummkopf“ gebrauchten Elbennamen wie *Alb*, *Elwe*, *Elbentrutsch* (Elbenkind), *Wechselbalg*, *Wechselbutte* (im Spessart), *Trottl* (in Baiern und Oestreich; *Trotte*, Nebenform von *Drude*, mhd. *trute*; *Nachttrotte* der Alp, *Trottenfuss* = *Drudenfuss*, *trotten* pressen und drücken), *Doggel* und *Doggeli* (in der Schweiz = *Zwerg*, Alp und Blödsinniger), das obengenannte *Droll* und andere von *Rochholz* in seiner Abhandlung über die mundartlichen Namen des Cretinismus (Zeitschrift für deutsche Philologie III, 331 ff.) zusammengestellte Ausdrücke, denen ich noch das schwäbische *Daggel*, *Kobel* (Kobold) und *Poppel* (eigentlich Klopffgeist), das nürnbergische *Oelp* bei Hans Sachs (J. Grimm a. a. O. I, 366. III, 121) und das hessische *Olbel* hinzufüge, und diesen gesellt sich endlich der Ausdruck *Lürlein* oder *Lörlein* für Einfaltspinsel und Narr, der irrtümlich als eine Koseform des Namens *Lorenz* angesehen wird.

Lörlein der Narr tritt auf im 1. Teil von Ayrers Comedia von Valentino und Urso (Ayrers Dramen, II, 1305 ff. vom Jahre 1562 s. V, 3445). Es ist der deutsche Narr, an dessen Stelle im 2. Teil unter dem Einflusse der englischen Komödianten „Jahn der Engelandisch Narr“ tritt (II, 1361 ff.). *Laurlesknabe* heisst ein törichter junger Mann, ein Spassmacher (Geistliches Schauspiel aus dem 15. Jahrh. Germania III,

273. Vergl. Heyne im Deutschen Wörterb. VI, 1151). *Lor-mann*, *Lörmann* heisst Narr (Scherzii Glossar. Germ. ed. Oberlinus, Argentorati 1784, II, 947), auch *Lorlinsmann*, *Lör-leinsmann* (Schmeller, Bayer. Wörterb. 2. Ausg. I, 1500). In der Bedeutung des heutigen „Schwindler“, der andere zum Narren hält, steht *lorlisman* in des Teufels Netz aus der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts (herausg. von Barack, Stuttg. 1863, p. 356, v. 11237). In einem Meisterlied klagt der Sänger: der zehent spricht: du bist ein *lörlins man* (Variante *lörles man*, s. Germania III, 314), wilt singen, sô solt ûz hin gân (Bartsch, Meisterlieder der Kolmarer Handschrift, p. 586, 183, 12). *Lori* heisst in der Schweiz ein blödsinniger Mensch (Stalder II, 180), *Lörl* in Tirol ein ungeschickter, plumper und fauler Mensch, im Vinschgau ein Bursche, der gerne die Kinder neckt (Schöpf-Hofer, Tirolisches Idiotikon, Innsbruck 1866, p. 397). Daher das Verbum *lörlen* einen narren; daher auch der Doppelsinn des Wortes *Loröl* (schweiz. noch *Luröl*): Lorbeeröl und Narrenöl (loroel oder faule Fische, nugae, s. H. Sachs, herausg. v. A. v. Keller XIV, 271, 21. Scherzii Glossar. a. a. O. Schmeller a. a. O. Deutsches Wörterb. VI, 1152. Das scherzweise Ehegelöbniß: eine Dirne „zum heyiligen sacrament der loröl nemen“, s. Lindeners Katzipori, herausg. von Lichtenstein, Tübingen 1883, p. 83, N. 22); daher endlich die Composita *Lürlis-Tand* — Narrentand bei Murner (Narrenbeschwörung, herausg. v. Goedeke p. 183, Anm.), *Lörleswirt* — Narrenwirt, *Lörles Hochzeit* — Narrenfest, das ein schlimmes Ende nimmt (die Stellen s. Schmeller I, 1500. Deutsches Wörterb. VI, 1152). Auch das oben erwähnte *Lörlesbad* erhielt so die Bedeutung von Narrenbad: ein Gedicht von 1538, wahrscheinlich von Hans Sachs, schildert *das lörles bad*, wo alles elend schlecht und verkehrt geschieht (Schnorr von Carolsfeld, Zur Gesch. des deutschen Meistergesangs, Berlin 1872, p. 52. Vergl. Archiv für Literaturgesch. III, 51).

Interessant ist der Narrenname *Pomperlörel*, der offenbar ursprünglich einen Poltergeist bezeichnet hat; so heisst toller-weise in den Fastnachtspielen (Ausc. von A. v. Keller 721, 3) eine Stadt des Schlauraffenlandes.

Neben dem Unverstand kennzeichnet den Wechselbalg sein ungeschlachtet unbändiges Benehmen. Wenn daher in der westfälischen Mark ein Kind, besonders ein Mädchen, sich unartig gebärdet, so sagen Eltern und Wärterinnen, ihr eigenes Kind sei entrückt und an dessen Stelle die *Lore*, der Wechselbalg, im Hause. Wird das Kind wieder artig, so sagt man, die sittige Tochter sei wieder eingetauscht (Waldbrühl, Lurleisage p. 22).

Nach alledem glaube ich, den Nachweis geliefert zu haben, dass das alte deutsche Wort *hlûr*, *lûr*, in schwacher Form *lûro*, abgeleitet *lûrlo*, fem. *lûra*, eine der vielen Bezeichnungen elbischer Wesen war, und dass der berühmte Echofels am Rhein, in dessen hohlem Innern die Zwerge mit dem Nibelungenhorte hausen, von diesen Luren oder Lurlen seinen Namen hat: ahd. *Lûrlaberch*, mhd. *Lûrlinberc*, *Lôrleberg*, *Lôrberg*, nhd. *Lurelei*, *Lourlei*, *Lorelei*.

Auch werden wir zur Annahme berechtigt sein, dass, wo uns in sonst der Ableitung nach dunkeln Elbennamen der Stamm *lûr*, *lôr* oder *laur* begegnet, wir es mit jenem alten Worte zu tun haben. Ich denke an die Zwergnamen *Luridan* (so heisst ein brownie, ein Hausgeist, auf einer der Orkneys, s. Mannhardt, Wald- und Feldkulte, Berlin 1877, II, 153),¹⁾ *Lorandin* (in Füetters Bearbeitung des Seifrid de Ardumont von Albrecht von Scharfenberg s. Zeitschr. für deutsches Altert. XXVII, 171) und besonders an *Laurin*.

Es wird zwar in neuerer Zeit angenommen, dass der

1. Das Wort ist als Appellativ im Englischen erhalten: a lur-dane — a thefe, s. Catholicon Anglicum (1483), ed. Herrtage, London 1881, p. 224. — schott. lurdane — Treuloser, Verräter, Taugenichts, s. Jamieson II, 67.

Name des tirolischen Elbenkönigs ursprünglich *Luarin* gelautet habe. So schrieb eine nunmehr verlorene Freiburger Handschrift, welche den jüngeren Text des bekannten Spielmannsgedichtes enthielt, und die jetzt gleichfalls verlorene Kopie derselben vom Jahre 1753, wornach Ettmüller seinen Kunech *Luarin* (Jena 1829) herausgab (Vergl. Deutsches Heldenbuch, Berlin 1866, I, p. XXXV). Aber in allen übrigen Handschriften und ältesten Drucken und fast überall, wo sonst der Name vorkommt, lautet er *Laurin* (Deutsches Heldenb. I, p. 40); *Kong Laurin* heisst der Elbenheld in Dänemark, *Kong Lavring* im norwegischen Märchen (W. Grimm, Heldens. p. 322), *Lôrîn* bei den Niedersachsen (O. Schade, Laurin, Leipz. 1854, p. VIII). Steinhöwel machte daraus den Grafen *Laurenz* in Tirol (W. Grimm a. a. O. p. 309); nur Aventin bringt die entstellte Form *Lareyn* (W. Grimm, a. a. O. p. 302), offenbar ein Lesefehler für *Lau-reyn*. Wo das Wort als Menschenname auftritt, da lautet es *Laurein*: so heisst ein Arzt im Neithartspiel (Fastnachtspiele, I, 197, 20 f.) und in einem geistlichen Spiel vom Ausgang des 15. Jahrhunderts einer der Soldaten des Herodes, welche Christum geisseln (Germania III, 279). Auch in einem französischen Prosaroman von den sieben weisen Meistern führt ein Ritter den Namen *Laurins* (A. v. Keller, Dyocletianus Leben von Hans von Büchel, Quedlinb. und Leipz. 1841, p. 23 ff.). Von der Schreibung *Luarin* nirgends eine Spur.

Zur Rechtfertigung dieser Schreibung hat Müllenhoff (Zeitschr. für deutsches Altert. VII, 531. XII, 310 f.) auf den Mannsnamen *Luaran* hingewiesen, der sich in einer Salzburger Urkunde aus der Mitte des 11. Jahrhunderts unter den Zeugen eines Vermächtnisses vorfindet (Kleimayrns Nachrichten vom Zustande der Gegend und Stadt Juvavia, Salzbg. 1784, Diplomatischer Anhang p. 247). Doch ehe wir diesem Zeugnis irgend eine Beweiskraft zuerkennen, muss erst erwiesen werden, dass der Name wirklich so in der Urkunde

steht. Müllenhoff hat selbst zugegeben, dass in derselben Urkunde und sonst zuweilen (man darf kecklich sagen: auf jedem Blatt) *ou* für *uo* geschrieben oder gedruckt steht und dass „auch noch andere Versetzungen der Buchstaben eines Diphthongen vorkommen mögen.“ Der Herausgeber hat offenbar die übergeschriebenen Buchstaben falsch eingeschaltet, und es ist sehr leicht möglich, dass er, wie er fast durchgängig *uo* für *ou* setzt, so auch umgekehrt *ua* für *au* und also *Luaran* für *Lauran* gelesen hat. Wenn aber auch wirklich *Luaran* in der Salzburger Urkunde steht, so bleibt noch immer die Frage, ob wir dies für die ursprüngliche Form des Namens Laurin erklären dürfen. Der Zweifel ist um so berechtigter, nachdem wir im Stamme des letztern Wortes einen alten Elbennamen erkannt haben. Müllenhoff erhob gegen die Form *Laurin* den sprachlichen Einwand, dass *au* kein mhd. Diphthong sei (a. a. O. XII, 311). Wohl, allein es giebt einen Dialekt, dem gerade dieser Diphthong eigentümlich ist, und dieser Dialekt ist der bairische, in dessen Gebiet die Sage von Lawin ihre Heimat hat (Weinhold, Bairische Grammatik, Berl. 1867, p. 76, § 70). Mit *au* bezeichnen die bairischen Handschriften die Diphthongierung des *û*, welche bis ins 11. Jahrhundert zurückreicht: *laur* ist die richtige bairische Form für das gemeinhochdeutsche *lûr*. So bleibt nur noch die Ableitungssilbe zu erklären. Stünde *Lauran* in der Salzburger Urkunde, so hätten wir damit den zahlreichen ahd. Ableitungen auf *an* eine neue vom Stamme *lûr* hinzuzufügen (J. Grimms Gramm. II, 155 f. 993. III, 511 f.). Schwieriger scheint die Ableitung auf *in*. In den germanischen Sprachen sind Substantiva mit dieser Ableitung sehr selten. Die Adjektiva auf *in* bezeichnen etwas aus dem Substantivbegriff Bestehendes wie *hûlzîn* hölzern oder etwas dessen Wesen Eigentümliches wie mhd. *mennîn* männlich, *vrôuwîn* weiblich, *wûlvîn* wölfisch, *geistîn* geistig; darnach könnte *lûrin* als Adjektiv elbisch heissen: Doch will

dieses Adjektiv als Personenname nicht recht passen; auch wäre, wenn wir es mit dieser deutschen Ableitung zu tun hätten, der Umlaut des Stammvokals schwerlich ausgeblieben. Besser erklärt sich die Form aus dem Romanischen: das deutsche *lûr* hat bei den romanisierten Germanen in Südtirol die Deminutivendung *ino* erhalten, und das Appellativ *lurino*, *lurin* ist als Eigenname zu den benachbarten Baiern zurückgekehrt, die durch ihre Diphthongierung *Laurîn* und *Laurein* daraus bildeten. Dass eine romanische Ableitung auf *in* wirklich existiert hat, beweist das normannische Appellativ *lorin*, von dem das Verbum *loriner*, französ. *lorgner* heimlich jemand betrachten, abzuleiten ist (Diez, Etymol. Wörterb. II, c: *lorgner*) und das ursprünglich einen aus blinzeln den Augen Hervorspähenden, vielleicht unsern elbischen *lûr*, bezeichnet hat.¹⁾

1) Lorin war auch ein franz. Eigenname, s. z. B. Karl Meinet, herausg. von A. v. Keller, 115, 24 u. a.

Historische Classe.

Sitzung vom 5. Juni 1886.

Herr Lossen hielt einen Vortrag:

„Ueber Herzog Ferdinand von Bayern und seine Theilnahme am Kölnischen Kriege.“

Derselbe wird in den „Abhandlungen“ veröffentlicht werden.
